

■ Erzählweisen des Selbst

Mareike Böth, *Erzählweisen des Selbst. Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz 1652-1722 (Selbstzeugnisse der Neuzeit; Bd. 24), Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2015, 507 S., 74,90 €*

»So lang ich lebe, werde ich sein undt bleiben, wie Ihr mich kendt«, schreibt Elisabeth Charlotte von Orléans (1652–1722), die Tochter des pfälzischen Kurfürsten Karl Ludwig, besser bekannt als Liselotte von der Pfalz, die 1671 an den Hof Ludwigs XIV. verheiratet wurde. Sie entwirft für sich und ihre Verwandten so und in ähnlicher Weise in mehr als 6.000 erhaltenen Briefen immer wieder das Bild einer fest umrissenen und Kontinuität garantierenden Persönlichkeit.

Mareike Böth nutzt dieses prominente und umfangreiche Briefkorpus, um der Selbsterzählung, der Konstituierung des Selbstbildes einer adligen Schreiberin nachzuspüren. Die Autorin legt hier aber nicht nur die Analyse eines Prozesses adliger Selbstdarstellung im Brief vor, sondern zugleich eine umfangreich recherchierte Körpergeschichte des höfisch-adligen Milieus des 17. Jahrhunderts, da sich Aussagen zum Körper und zu Körperpraktiken wie ein roter Faden durch das Quellenmaterial ziehen und einen dominanten Teil dieser Selbsterzählung bilden. Das »Ich«, die Schreiberin Elisabeth Charlotte, zeigt sich als *leibhaftig* erlebtes Ich, als im Körper sich manifestierendes Ich. Die Selbsterzählung wird über weite Strecken durch das Körperwissen und den Umgang mit dem eigenen Körper konstruiert. Mareike Böth bietet so eine spannende und neue, praxeologische Lesart dieses meist nur biographiegeschichtlich genutzten Textkorpus. Kaleidoskopartig bildet die Quelle das Zugangsmedium zu Vorstellungen vom Körper und zu medikalen Praktiken im Kontext der Zeit. Darüber hinaus leistet die Studie einen Beitrag zur Erforschung der Briefkultur adliger Frauen.

In drei inhaltlichen Schwerpunktsetzungen – zur »somatischen« Kultur der Herkunftsfamilie, zur Positionierung innerhalb der geschlechtlichen Markierungen der Zeit und zu Formen der Aneignung oder Ablehnung der französischen Hofkultur durch die Protagonistin – beschreibt Mareike Böth insbesondere Erzählungen der Differenzierung. In Elisabeth Charlottes vielfachen Vergleichen von »hir« (in Frankreich) und »bey uß« (in der Pfalz) finden diese ihren Ausdruck.

Ihre Faszination entfaltet die Studie insbesondere durch die große Nähe zum Quellenmaterial. Der Schreiberin fremde und eigene medikale Praktiken im Falle von Krankheit werden ebenso reflektiert wie etwa Nahrungsgewohnheiten, Schönheitspraktiken oder körperliche Tätigkeiten. Die Erfahrung von Fremdheit wird regelrecht als *leibhaftig* erlebt beschrieben. Dabei scheint sich die an den heimischen Gebräuchen festhaltende Herzogin auch Konflikten, die durch unterschiedliche Vorstellungen der Behandlung von Krankheiten entstanden, nicht entzogen zu haben – etwa in ihrer Ablehnung der am französischen Hof in Mode gekommenen Behandlungen wie dem Aderlass oder der Formen des »Purgierens« (Magen- oder Darmentleerung durch Arzneimittel, um das Säftegleichgewicht zu erneuern). Misstrauisch gegenüber allen ärztlichen Maßnahmen am französischen Hof schreibt Elisabeth Charlotte ihrerseits dem Körper eine hohe Selbstheilungskraft zu, denn es sei die »sicherste geneßung (...) wen die natur selber operirt«. Offensichtlich standen Elisabeth Charlotte sowie ihre wichtigste Briefpartnerin Sophie von Hannover dabei in Fragen der Wahrnehmung von Natur und Körper Leibnizschem Gedankengut nahe. Damit wird einmal mehr illustriert, wie selbstverständlich sich hochadlige Frauen in den intellektuellen Diskursen des 17. Jahrhunderts bewegten. Elisabeth Charlottes Kampf gegen die französischen Hofärzte erscheint dabei regelrecht als Kampf um die Autorität über den eigenen Leib, wobei sie eine eigene Diätetik und

Formen der Selbstbehandlung entwickelte. Sie hantierte mit Wärme oder tradierten Hausmitteln wie etwa Melissenwasser gegen Kopfschmerzen («alt-weib-Medizin») oder einem in der pfälzischen Familie bewährten »Mylady-Kent-Schwitzpulver« aus England.

Aber nicht alle am französischen Hof praktizierten Körperpraktiken lehnte die Schreiberin ab. Wo Elisabeth Charlotte selbst von Nahrungsmitteln oder Medizinmischungen überzeugt war, verflüchtigt sich auch die Differenz zwischen der »fremden« französischen Hofkultur und der von ihr als das Eigene, das Deutsche, verstandenen Kultur, es entsteht eine *Bricolage* der Praktiken oder auch Transkulturalität. Verbunden mit den Körperpraktiken ist insbesondere ihr Umgang mit den am Hof herrschenden Geschlechterbildern: Sich selbst im Bild der Amazone präsentierend nutzte sie etwa die Jagdleidenschaft, um ihre Ideale der körperlichen Aktivität umzusetzen, was am französischen Hof offensichtlich misstrauisch beäugt wurde. Ihre von Sonne und Wind gebräunte Haut, ihre Ablehnung von Putz und Schminke sowie die von ihr bevorzugte nichtfeminine Jagdkleidung riefen am Hof Kritik hervor. Grenzen der von Elisabeth Charlotte verfolgten Maskulinisierung scheinen allerdings auch auf, da es zum Beispiel außer Frage steht, dass Elisabeth Charlotte selbstverständlich im Damensitz zur Jagd ritt.

Insgesamt bleiben jedoch Formen der Distanzierung von den am französischen Hof vorgefundenen Körperpraktiken für die Schreiberin dominant, und bei aller Ausgestaltung von Handlungsspielräumen beschwört Elisabeth Charlotte immer wieder die Differenz zur alten Heimat. Dass die Zugehörigkeit zur kurpfälzischen Herkunftsfamilie regelrecht *leibhaftig*, als in körperlicher Konstitution und in körperlichen Bedürfnissen erlebbare Zugehörigkeit betrachtet wird, ist ein Befund von hoher Relevanz, der noch mehr hätte betont werden können.

Es bleibt allerdings zu diskutieren, ob es sich hier wirklich um eine »intersektionale Position zwischen Herkunftsfamilie und der

Familie des Ehemannes«, also eine Position, die zwei verschiedenen Sphären gleichermaßen angehört, handelt, wie Böth es formuliert, oder nicht eher um einen »Außenposten« der kurpfälzischen Dynastie, wenn doch die »Identität« im Grunde weitgehend mit der Herkunftsdynastie verbunden bleibt.

Böth versteht ihre Studie als Versuch, den Subjektbegriff »konsequent an die Analyse von Praktiken« zu binden. Sie sieht in Elisabeth Charlottes Briefen ein »stabiles Textsubjekt«, das sich in Abgrenzung zum französischen Hof, aber auch in Aneignungsprozessen und der Nutzung möglicher Handlungsspielräume in der Fremde positioniert. Es lässt sich vielleicht fragen, ob der von Böth genutzte anachronistische Subjektbegriff für diese kenntnisreiche Analyse einer frühneuzeitlich-adligen Selbstpositionierung tatsächlich notwendig ist. So scheint es in vielfacher Weise weniger um eine Performanz des eigenen individuellen Subjektes zu gehen, denn um die permanente eigene Zuordnung zu einem Kollektiv, zur Gruppe der Herkunftsfamilie. Schreiben und Erzählen sind hier in vielfältiger Weise auch ein Konstruktionsprozess des »Wir«, weniger des »Selbst«. Allerdings führt wohl auch die einseitige Quellenlage, da die Antwortbriefe zu den Briefen aus Elisabeth Charlottes Feder nicht erhalten sind, zwangsläufig zu einem fokussierten Blick auf die Selbstdarstellung, während Momente und Funktionen der Interaktion, die das Medium Brief für die sich oft über ganz Europa verstreuten hochadligen Familien ausfüllte, weniger in den Blick kommen. Mag man auch die Position der an die fremden Höfe verheirateten Frauen unterschiedlich gewichten, so gelingt Mareike Böth doch eine außergewöhnlich dichte und kenntnisreiche Zusammenschau höfischer Vorstellungen vom Körper und von Körperpraktiken, wie sie sich in Elisabeth Charlottes kaum überblickbarem Briefwerk und im Kontext der Zeit darstellen. Damit leistet sie einen unschätzbaren Dienst am historisch interessierten Lesepublikum.

SOPHIE RUPPEL (BASEL)